



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Neue Gedichte

Loewenberg, Jakob

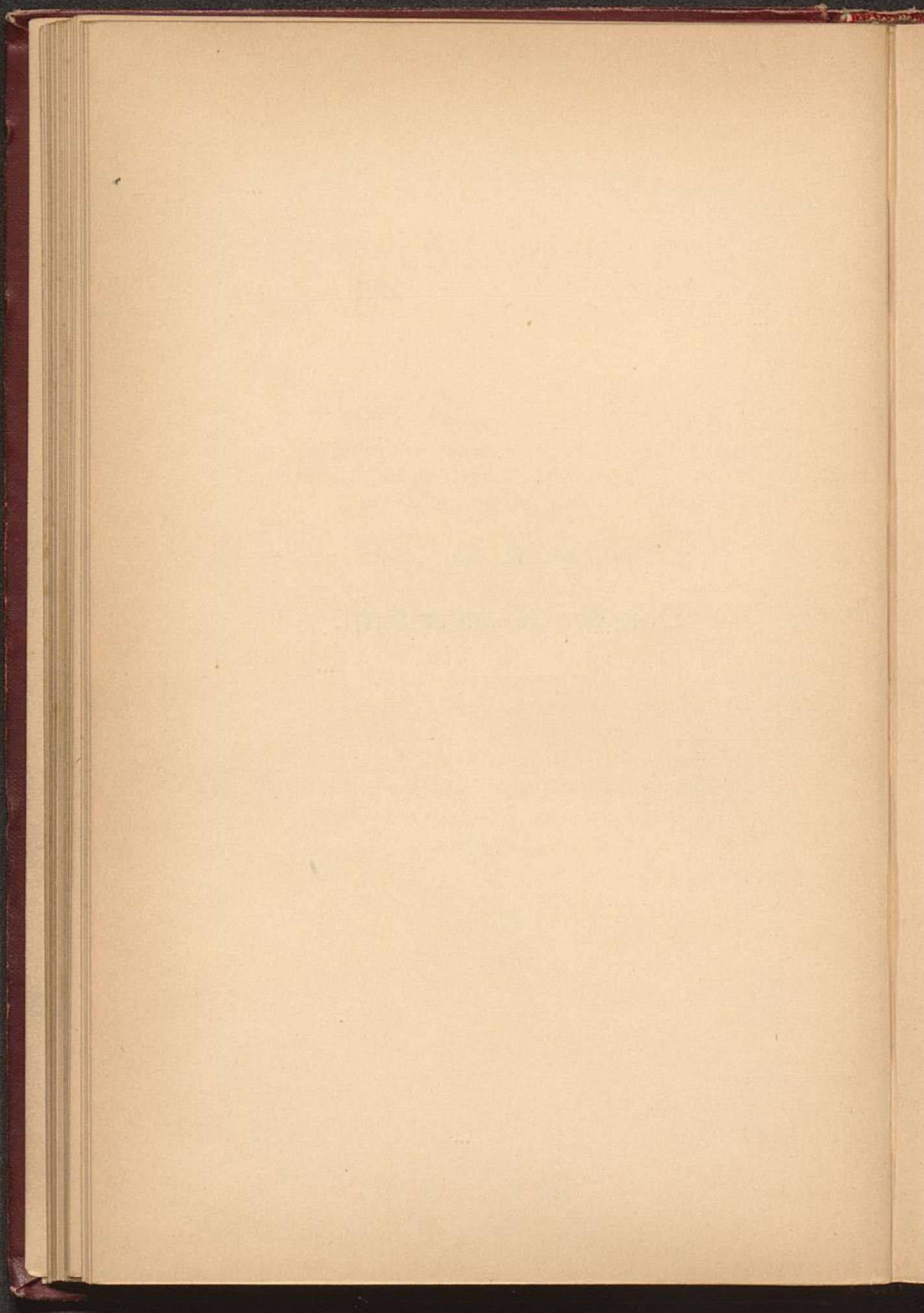
Hamburg, 1895

II. Von der Wanderschaft

urn:nbn:de:hbz:466:1-28161

II.

Von der Wanderschaft.





Ich wandre sonder Zweck und Ziel,
Das ist das rechte Wandern.
Die Bächlein fragen nicht wohin,
Und kommt doch eins zum andern.

Ein wenig Grün für meinen Hut
Und Blumen giebts allwegen,
Und wenn der Sonnenschein nicht lacht,
Erstren ich mich am Regen.

Und ist's kein fröhlich Menschenkind,
So sind die lustgen Wellen,
Die Lieder hell, die Wolken hoch
Die trauten Wandergesellen.

Wenn auch die Heimat noch so fern,
Winkt mir nur eine Klausel,
Ein freundlich Aug', ein guter Trunk
— Da bin ich gleich zu Hause.



An der Elbe.

Auf den weißen Hütten am Strand
Liegt verklärend das Abendrot.
Mitten im Strom, noch die Segel gespannt,
Anfert des Fischers heimkehrendes Boot.

Grüßend vom Deich her ein Weib ihm winkt,
Eilends ein Kahn in die Fluten schnellst,
Kraftvoll ein Knabe das Ruder schwingt,
Und vorn am Bug ein Hündchen bellt.

Heller leuchtet der Abendschein,
Heimlich rauschen die Wogen vom Glück,
Stumm schaut und ernst der Fischer drein.
Denkt er an Meer und Stürme zurück?



Die Heide.

Märzsonnentag flimmert auf der Heide,
Sein Atem ist jubelnder Lerchenschlag.
Sie schauert in ihrem schlichtdunkeln Kleide
Und harret des Wunders, das kommen mag.

Schon seh ichs heimlich glühen und gleißen,
Lichtgolden hervor unterm Saume es schaut.
Er kommt, dein Bettlergewand zu zerreißen,
Aschenbrödel, du Königsbraut!



Auf der Lütze.

Blütenkronen überm Haupte,
Blütenkronen zu den Füßen;
Aus dem dunkeln Teich herüber
Bleiche Rosen träumend grüßen.

Zögernd fällt der Regen nieder,
Jede Blüte küßt er lüftern;
Welch ein märchenhaftes Raunen,
Welch ein heimlich trautes flüstern!

Durch die duftberauschten Lüste
Hallt ein Klingen fernverloren.
Ahnungsvoll durchziehts die Seele —
Lieder werden hier geboren.



Der Aglei.

Wie vom Mutterarm umfassen,
Still der See im Walde ruht;
Kosend neigen sich die Zweige
Über seine klare Flut.

In der Riesenbäume Wipfel
Singt ein Schlummerlied der Wind;
Durchs Geäste lugt die Sonne,
Und sie küßt das holde Kind.

Plötzlich zuckt auf seinem Antlitz,
Eine Möve flog daher. —
Träumt dem stillen, kleinen Waldsee
Von dem großen, wilden Meer?



Pfingsten.

Auf Rügen.

Pfingstmorgen dämmert. Hoch auf dem Felsen,
Dem schimmerndweißen, waldumkrönten,
Steh ich und harre der kommenden Sonne.

Das ist die heilige, schwere Stunde;
Wo das Licht mit der Finsternis ringt,
Wo dem Tage entgegen sich sehnt,
Was von Dunkel und Nacht umschlossen,
Wo das rechte, thatschaffende Wort
Sprengt den Zauber und löst den Bann. —

Um mich wallen gespenstische Nebel,
Schweben verräterisch über dem Abgrund
Auf und nieder
Und bergen in ihren dunkeln Falten
Trug und Verderben.

Neben mir in den jungen Zweigen
flüsterts leis von Lenz und Liedern;
Aber drunten hervor aus der Tiefe
Braust es stöhnend und rauscht es klagend,
Klagen von längstversunkenen Städten,
Die der Neid der Götter begraben,

Klagen von sturmzerspellten Schiffen,
Die in der Tiefe gefesselt liegen.
Schlachtkommandos und Sterberöcheln,
Liebesseufzer, Verzweiflungsschreie
Hallten empor und wachsen und schwellen,
Strömen in einen schaurigwildten,
Sehnsuchtdurchbebten Ruf zusammen:
Pfinstern ist da! Erlösung, Erlösung!

O, wer es fände das köstliche Wort,
Wer es erlauschte im Sturmesbrausen,
Wem es im Wogenrauschen ertönte,
Oder im Kampf mit den finstern Mächten
Jauchzend hervor aus dem Herzen spränge!

— Um mich wallen gespenstische Nebel;
Dunkle Nachtgestalten fauchen
Höhnend den feuchten Hauch mir ins Antlitz.
Aber unverzagt auf der Warte
Steh ich und lausche den ewigen Klagen,
Und nach Erlösung mit ihnen mich sehnd
Harr' ich der kommenden Sonne!



Der Teich.

Es liegt ein Teich, ein dunkler
Dicht an des Weges Rand.
Vorüber zieht die Straße
fröhlich ein junger Fant.

Zum Hüttlein zwischen den Tannen
Leuchtend die Augen spähn;
Er träumt von junger Liebe
Und singt von Wiedersehn.

Der Weidenbaum, der alte,
Schaut bebend hinab in die Flut:
Sing du nur fröhlich weiter,
Ich weiß, wer drunten ruht.



Im Höllenthal.

Hochragende Felsen,
Verwittert Gestein,
Tiefbrausende Bäche,
Lichtgrünender Rain,
Und zwischen den dunkeln Tannen
Verlorner Sonnenschein.
— Du arme, einsame Seele,
Wie kannst du so glücklich sein!



Am Königssee.

Es schläft der See, umbettet rings
Von tannengrünem Berggelände,
Noch einmal blickt der Tag herab
Hoch über schroffe Felsenwände.

Andächtig Schweigen. Die Natur
Hält eine stille Seelenfeier.
Die Nacht steigt aus der Tiefe auf,
Umwallt von blauem Nebelschleier.

Und mich erfasst ein tiefes Weh,
Ein heißes, sehndes Verlangen
Nach allen, die ich einst geliebt
Und die schon schlafen sind gegangen.



In der Klamm.

Uraltersgraue, wolkenhochragende
Felsenwände.
Sie rücken zusammen,
Sie zwängen ihn ein,
Umklammern ihn mit feinerer Faust
Und werfen ihm dräunend
Riesenblöcke
Quer in den Weg.
Bebend hängt an dem höchsten Grat
Ein grünender Strauch,
Zitternd lugt über den Abgrund
Ein Sonnenstrahl.
Über der Bach, der jählingsgefesselte,
Glüht und tobt
Und ächzt und stöhnt
Und zerrt und schäumt
Und reißt sich los
Und rast in die Tiefe.
Von den Hängen strömt es nieder;
Über die Schluchten braust es wirbelnd,
In den Lüften zerstäubt es fliehend,
Als ob die starren Massen zerschmolzen
Und jubelnd ihm nach in den Abgrund stürzten.

Doch der Befreite,
Keuchend noch von der Wucht des Kampfes,
Eilt in kraftgeschwellten Sprüngen
Jauchzend von dannen.
Manchmal scheint er im Laufe zu zögern,
Als ob verstohlen er rückwärts blicke,
Schauernd gedanke, was er erlebt
In der Berge Nacht, in der Felsen Geflüst
Und in Abgrundstiefen.
Weiter! Weiter!
Daß ihr ers erzähle,
Die seiner dort wartet,
Sonnenslächelnd am Ufer gestreckt,
Blumenbefränzt,
Der jungen Flur!



Im Nebel.

Empor aus dieses Thales Enge,
fort von der Menschen wild Gedränge,
Aus dieser dumpfen Modergruft
Hinauf in freie Bergesluft!
Daß sich ein Hauch belebend senke
Auf meiner Stirne welches fahl.
Daß ich das trübe Auge tränke
Mit reinem, lichtem Sonnenstrahl!

Empor! hin an den Felsenlahnen
Muß ich zur Höh den Weg mir bahnen.
Erklommen! und — rings um mich her
Ein einz'ges graues Nebelmeer.
Kein Laut, kein Farbenton, das Rollen
Des Zeitenrads ist eingestellt,
Und tief im Abgrund dort verschollen,
Versunken liegt die weite Welt.

Sie sei versunken, sei vernichtet
Die Stätte, wo die Willfür richtet,
Gestrichen aus der Welten Kreis
Die blutgetränkt, bedeckt mit Schweiß!
Wo frecher Lust die Hohen frönen,
Wo Liebe sich um Lohn verdingt,

Im Sklavenjoch die Armen stöhnen,
Und Lug und Haß das Szepter schwingt.

So soll von frevelndem Geschlechte,
Das nimmer fand das Wahre, Rechte,
Ich übrig bleiben denn allein?
Ein Schritt — zerschmettert mein Gebein!
Da fängt es an, sich rings zu regen,
In Wolken leicht mich zu umwehn,
Emporzustreben, sich zu legen —
Will eine neue Welt entstehn?

Und durch des Nebels graue Wellen
Die weißen Bergespitzen schwellen;
Noch halb von trübem Dunst bedeckt,
Die Felsenwand empor sich reckt.
Und wilder wirbelts, wogt und brauet
Und drängt sich in des Abgrunds Schlucht,
Und jäh zerreißt es — und da blauet
Der Alpsee in der Föhrenbucht.

Es werde Licht! Die Sonne leuchtet,
Die Wälder glänzen taubefeuchtet,
Die Berge heben frei die Stirn,
Und drüben strahlet Firn an Firn.
Verstohlen nur aus nächt'gen Schlünden
Lugt todesmatt der Nebel her,
Es glüht und glitz an Gletscherschründen,
Und dort am Himmelsaum — das Meer!

Sei mir begrüßt, du Welt, du neue!
— Doch wie bewundernd ich mich freue,
Erscheint mir alles wohlvertraut;
Hast keine neue Welt geschaut.
Blickst reinen Sinns nur in die Thale
Von wolkenloser Höhe hier,
So eifre nach dem Sonnenstrahle:
Schaff' Licht! und licht wird es in dir.

Flieh nicht die Welt! Mit heiterm Mute
Such' nur das Schöne, thu' das Gute!
Obs auch gering dir selbst erscheint,
Genug, wenn Einer dich beweint.
Und furcht und Sehnsucht mich erfassen,
Mich drängts, hinab zum Thal zu gehn.
Und, seis zum Lieben, seis zum Hassen,
— Ich muß ein Menschenantlitz sehn.



Hochsommer.

Steil war der Pfad und glüh der Sonnenbrand,
Von weiter Wandrung fühl' ich mich ermattet.
Ich werf' mich nieder an des Weges Rand,
Von hohem Korn erquickend überschattet.

Noch blühts am Grunde blau und rot und weiß;
Doch golden glänzen Halme schon und Grammen.
Da beugt sich über mich und flüstert leis:
„Wars nur ein Traum? Zog schon der Lenz von dannen?”

Wie lang ist's her, daß wir -- wars gestern nicht? —
Noch werdensfroh gereckt die jungen Glieder,
Getränkt von Tau, umstrahlt von Maienlicht,
Und über uns der Lerche Jubellieder.

Noch immer singt die Lerche, immerfort,
Und doch" — im Wind wie Sterbeächzen klingt es.
Mich schauerts kalt. — Wer kommt vom Hügel dort?
In seiner Hand wie eine Sense blinkt es.



Müde.

Goldne Abendstrahlen schmiegen
Sich an dunkler Föhren Äste;
Alle Vögel heimwärts fliegen
Schwingenmüd nach ihrem Neste.

Wind und Waldesblumen tauschen
Schlummergrüße, heimlich leise;
Thalwärts hör den Bach ich rauschen
Eine alte, trübe Weise:

Wandern, immer weiter wandern,
Seit ich ließ die Felsenklause,
Ruh'n dürfen alle andern,
Sag, wann kommen wir nach Hause?



Auf Sylt.

Bis zur Himmelsbläue
Weit das Meer erglänzt.
Sehnsucht mich umflutet,
Tief und unbegrenzt.

Möchte liebend umfassen,
Was ich nie eigen genannt.
Ewig gleichen Dranges
Wallen die Wogen zum Strand.

Aus der Tiefe klingen
Alte Sagen herauf.
fern am Horizonte
Taucht ein Segel auf.



In heißem Drange kommst gezogen,
In jäher Unrast stürmst daher,
Hoch flattern rauschend seine Wogen,
Wohin, wohin, du wildes Meer?

Ahnt dir, daß hinter jenen Hügeln
In lichter Abendröte Glut,
Umfächelt von des Friedens Flügeln,
Die stille Heide träumend ruht?



Hochauf erbraust das wilde Meer,
Laut rauscht des Sturmes Gefieder,
Durch dunkle Wolken ängstlich lugt
Der bleiche Mond hernieder.

Noch kämpft das Schifflein, gebrochen der Mast,
Das Segel zerfetzt von den Winden.
— Du arme Seele irrst umher
Und kannst das Land nicht finden.



Ein Sehnen zieht durch meine Brust,
Ein stürmisches Verlangen,
Mit Schauern packt es mich und Lust,
Mit qualerfülltem Bangen.

Es lockt und lockte überall,
Wenn alle Wünsche schliefen.
Woher? Ein ferner Glockenhall.
Wohin? In Abgrundstiefen. —

So mag wohl hinterm Dünenrand
Die Heide träumend lauschen,
Sie hört vom nahegelegnen Strand
Des Meeres Wogen rauschen:

Das rauscht und braust am Kliff entlang,
Das ist nicht Windeswehen.
Woher der seltsam mächt'ge Klang?
O könnt ichs einmal sehen!

Da rast die Sturmflut hoch daher,
Klimmt durch der Dünen Lichtung;
Da schaut die stille Heide das Meer,
Das Meer — und die Vernichtung.



Die Brücke.

Komm, Vater, schau zur Sonne übers Meer,
Von Strahlen baut sich eine Brücke her.
Das glüht und schimmert wie von Kronenglanz,
Auf jeder Welle liegt ein goldner Kranz,
Doch ringsumher einfarbig ödes Grau,
Nur golden strahlts, wo ich zum Himmel schau.

Du irrst, mein Kind, wo nur ein Auge klar
Zur Sonne blickt, stellt sich die Brücke dar.
Und siehst du sie von deinem Ort auch nicht,
Sie strahlt nicht minder drum im goldnen Licht.
Wie trübe auch die flut, wie öd der Strand,
Ob hoch, ob tief, wo immer auch dein Stand,
Die Brücke findest du — mit reinem Sinn
Blick nur zur Sonne, nur zur Sonne hin!



Nach der Saison.

Ich weiß es, die „Saison“ ist aus,
Drum flücht ich just ans Meer hinaus;
Dort zieh ich aus die Werktagsschuhe,
Da find' ich Frieden, da find' ich Ruhe. —

Herbstwinde über die Heide gehen,
Um Strande noch die Hallen stehen
Und Körbe und Karren und Stuhl und Zelt.
Das war 'ne lustige Badewelt!
Das flirrt und fächelt noch an dem Strand,
Das kichert noch aus dem Dünen sand,
Das schwört und verrät, das zischelt und lacht,
Hat alles mit ans Meer gebracht. —

Doch dort, wo die kleinen Hügel sind,
Da flattert ein Fähnchen noch im Wind,
Was schau ich? Sandhäuser und Türme und Wall
Und Kindertritte allüberall!
Noch seh' ich die kleinen Mäuschen sich rippeln,
Ich seh' sie barfuß im Sande trippeln.
Die Festung dort hat mein Bube gebaut,
Wie trotzig er in die Wogen schaut!
Der fürchtet sich nicht vor Flut und Wind,
Das ist ein echt Westfalenkind.

Heidi, wie stolz er die Fahne schwenkt!
So recht! vor keinem den Blick gesenkt.
Steh fest, umbraust auch vom Wogenbrand,
Bist selber ein Kaiser mit Krone und Land.
Die Locken fliegen ihm um die Stirn —
Grüß Gott, auch du, meine süße Dirn?
Was machst denn du für ein bang Gesicht?
Die Welle friegt dich noch lange nicht.
füll nur dein Eimerchen geschwind!
Zu deinen Füßen sie machtlos verrinnt,
Greif nur den Stern, den die Flut dir gebracht!
O weh, nun hat sie doch naß dich gemacht!
Da kommt aus dem Zelt die Mutter hervor —
Wo bin ich? Was träum' ich? Ich armer Thor!
Ich bin ja allein, wie immer ichs war,
Vorbei ist der Sommer und bleich ist mein Haar,
Am Strande die öden Hallen stehen.
— Herbstwinde über die Heide gehen.



Am Wattenmeer.

Ich schau ins Abendrot. Das Wattenmeer
Erstrahlt in tausendfarb'gen tiefen Gluten,
Und goldne Purpurströme langsam fluten
Verdämmernd um der Inseln zahlreich Heer.

Tagsüber Schmutz und Schlamm die weite Bahn.
Nun glänzt und schimmerts wie ein Reich der Feen,
Wo Zauberdinge wundersam geschehen.
Am Horizont der dunkle Ocean.

Liegt heutelauernd heimlich dort der Tod?
Hell leuchtet vor mir auf mein ganzes Leben.
Und Not und Leid und Gram seh ich umgeben
Von lichthem Glanz. — Ich schau ins Abendrot.



Heimatstätte für Heimatlose.

Hinter hoher Dünenwacht
Liegt ein Ort in tiefem Frieden.
Wer in Sturm und Wetternacht
Aus des Lebens Kampf geschieden,
Wer zum heißersehnten Strand
Sich im Tode noch gerettet,
Fern der Heimat, unbekannt,
Ward zur Ruhe hier gebettet.

Schmückt's kein Denkmal auch, kein Stein,
Kann kein Namen es bekunden,
Liebe hat und Sonnenschein
Doch das stille Grab gefunden.
In dem dunkeln Heidefranz
Leuchtet eine Dünenrose.
Golden strahlt im Abendglanz:
Heimatstätte für Heimatlose.



Auf dem Ocean.

Die Sonne sank. Vom Meeresgrunde
Kam Dämmerung emporgezogen
Und legte heimlich ihre Schatten
Tief zwischen goldumsäumte Wogen.

Deckauf, deckab ein fröhlich Wandern,
Ein Plaudern, Rufen, Scherzen, Lachen.
Da sieh, ein Ewer! und daneben
Ein Fischer in dem kleinen Nachen.

Wenn jetzt ein Sturm dazwischen führe,
Verloren Mann und Schifflein wäre.
Und fröhlich klingt ein Lied herüber,
— Ein deutsches Lied auf fernem Meere.

Wie still ist es auf Deck geworden!
Zur Keeling jung und alt sich drängen
Und lauschen wehmutsfeuchten Blickes
Den alten lieben Heimatsklängen.

Das Lied erstirbt. Am Horizonte
Der Fischer und sein Kahn versanken,
Und still, umhüllt von Nebelschleiern,
Zog Heimweh um des Schiffes Planken.



Allein.

Wo am rauschenden Strome
Hoch der Deich sich streckt,
Stehn die kleinen Hütten
Blütenüberdeckt.

Jubelnde Kinder spielen
An dem grünen Hang;
Schwalbengezwitscher im Neste,
fernher Glockenklang.

Über meinem Haupte
Ziehen Wolken schwer;
Kreischend fliegt die Möve
Rastlos hin und her.

Meinen Nachen treib ich
In die flut hinein.
Höhnend rauschen die Wogen:
Ewig allein, allein!



Elisabeth.

Auf Amrum wars, beim Schiffer Petersen.
Ein schweres Unglück hatte meuchlings mich
In meinem schönsten Traume überfallen,
Und vor mir selber grau'nd, vor Selbstmord, Wahnsinn,
War ich ans Meer dem Druck der Stadt entflohn.
Doch keinen Frieden fand ich; Well' auf Welle
Kam sterbensmüd ans Ufer, leise klagend:
Warum? warum? Mein Boot trug mich von Strand
Zu Strand, zu jenen weltentlegnen Inseln,
Wo, wie der Ocean, der Menschen Leben
In ew'gem Gleichmaß tief und einsam flutet.
Und auch auf ihrem Angesichte lag
Ein Zug von stillem Schmerz und von Entsagung,
Und in den großen Augen stand die Frage:
Warum? warum?

Auf Amrum wars, der Alte,
Der Speis und Herberg gastlich mir geboten,
Erzählte mir von seinen Meeresfahrten,
Und über das durchfurchte, braune Antlitz,
Das, wie beschneit Gebüsch den Winterhafen,
Ein greiser, strupp'ger Bart umrahmte, flog
Zuweilen der Erinner'ung lichter Schimmer.
„So hab ichs vier Jahrzehnte lang getrieben,
Aus Sturm und Brandung kam ich ungeschädet,

Das Meer ist treu, das Land jedoch —“ er schwieg
Und hob den Blick zur Wand verklärten Auges
Und flüsterte bewegt: Elisabeth!

Ich sah empor; grad oberhalb der Thür,
Dem Lehnstuhl gegenüber, hing ein Brett,
Vom Schiffsbug eine Planke, drauf hellleuchtend
In goldnen Lettern stand: Elisabeth.

Der Alte las die Frage mir vom Munde.
„Ich war inzwischen“, fuhr er fort, „bejahrt
Und müd geworden und es zog mich heim,
fortan in Ruh bei meinem Kind zu leben.
O, sie war gut und schön, Elisabeth!
Die einz'ge, die von allen mir geblieben.
Wenn ich im fernen Land ans Ufer trat
Und sah die andern Mädchen, schlank und blühend,
Da dacht ich, sie ist größer doch und schöner,
Und ihre blauen Augen leuchten tiefer.
Wenn uns auf hoher See ein Sturm umraсте,
Sprach leis ich ihren Namen, und mir wars,
Als ob ich eine Heil'ge angerufen,
Und frohe Zuversicht erfüllte mich.
Nun kam ich heim, noch einmal sah ich sie,
Sie streckte mir die bleiche Hand entgegen,
Sie lächelte mich an und starb. —
Da bin ich manchen Tag und manche Nacht
In wildem Schmerz am Strand umhergeirrt;
Und wie ich einst hinab verzweifeln starre,

Legt schmeichelnd mir die Flut ein Brett zu Füßen,
Und mir entgegen glänzt: Elisabeth!
Das ist des Meeres Gruß! Das Meer ist treu!
Ich nahm das Brett und trugs in meine Kammer,
Und wenn ichs anschau, ist's ein stiller Trost.“

Und wieder sah er nach der Inschrift hin,
In Träumen und Erinnerung ganz versunken.
Mir aber war die Seele tief bewegt.
Ich sah vom Sturm gepeitscht, verirrt im Nebel,
Ein Schifflein schwanken auf den hohen Wellen.
Voll Sorge schaut der junge Kapitän
Hinaus in Sturmgebraus, in Gischt und Brandung.
Des trauten Heims, des holden Weibes denkt er,
Mit deren Namen er sein Schiff getauft.
Und wie ein Zauberwort, das Rettung bringt,
Das Sturm- und Flutengeister bannen muß,
Haucht fröhlich lächelnd er: Elisabeth!
Umsonst, der letzte Stern verbirgt sich hinter Wolken,
Die Klippen ducken sich verräterisch,
Die Brandung züngelt nach dem Bord empor,
Und triumphierend auf den weißen Wogen
Zieht heutigierig hoch einher der Tod.
Da krachts, und nieder stürzen Mast und Schiot,
Hin über Deck rast brüllend eine Sturzsee,
Ein geller Schrei, ein Jammern und ein Stöhnen,
Elisabeth! klingt hell es aus den Trümmern,
Elisabeth! noch einmal leis verhallend, —
Und stumm ist, was ein Menschenantlitz trägt.

Warum? Warum? schreits bitter in mir auf,
Warum dies Weh, dies tausendfält'ge Elend?
Warum? Um einem lebensmüden Greis
Auf fernem Eiland schwachen Trost zu bringen?
Nicht Lösung ist es, nicht Gerechtigkeit. —
Doch seis darum! Ich will nicht länger murren,
Will still mein Unglück tragen, gläubig hoffend,
Daß irgendwo doch auf der weiten Erde
Zum Heil es einem armen Bruder sei.
Und kommen Zweifel mir und Klagen wieder,
Dann denk ich an den Blick, mit dem der Alte
Zum Brett emporgesehn, an jenen Ton,
Mit dem versöhnt er sprach: Elisabeth!
